

Abschließende Überlegungen eines
der drei Herausgeber

David Power

Der rechte Gebrauch der
Musik im Gottesdienst:
Eine Frage, die gerade erst
Gestalt annimmt

Martin Luther hat einmal geschrieben, ein Mensch, der die Musik nicht als eine wunderbare Gottesgabe schätze, müsse wohl ein Bauerntölpel sein und verdiene nicht, ein Mensch genannt zu werden; und man solle ihn nicht weiter bedrängen, wenn er nichts anderes zu hören vermöge als das Geschrei der Esel und das Grunzen der Schweine. Luther hat seinen Gedanken sehr grob formuliert, aber im Kern der Sache wiederholt er nur das Urteil Augustins, singen sei soviel wie doppelt zu beten.

Die Hauptschwierigkeit bei der Herausgabe eines Heftes über Musik und Liturgie ist es, bei der Formulierung des Themas die erforderliche «Scharfeinstellung» zu erzielen. In der lateinischen Liturgie der katholischen Kirche wurden dem Volk viele Jahrhunderte hindurch verständliche Worte vorenthalten, so daß sein Gottesdienst vom Hören von Klängen und vom Zuschauen beherrscht wurde. Natürlich sind katholische Christen jetzt ängstlich besorgt, sicherzustellen, daß dem Wort sein ihm zukommender Platz eingeräumt wird und daß es nicht wieder von unverständlichen Klängen oder von Musik übertönt wird. Unglücklicherweise aber hat man sich hinsichtlich des Gesangs von Kir-

chenliedern von der falschen Vorstellung leiten lassen, daß die Worte ganz simpel sein müßten, wenn das Volk dabei beteiligt werden solle. Ein Kommentar, der vor zehn Jahren dazu gemacht wurde, könnte die Situation an manchen Orten immer noch treffend beschreiben: «Eine auf drei Akkorden aufgebaute Musik, eine arme Theologie und eine schwache Spiritualität stehen auf den Listen des kirchenmusikalischen Repertoires immer noch obenauf.»

In den Überlegungen zur westlichen Tradition der Musik in der Liturgie kann man ein vorherrschendes Interesse daran finden, daß die Musik dazu gemacht sei, daß sie dem Wort Gottes diene. Die Gefühle kochen leicht auf im Streit zwischen den Verfechtern verschiedener Arten von Musik, und wir sind auch noch nicht fertig mit der Diskussion darüber, ob der Bedarf an guter Musik Vorrang hat oder der Bedarf an einer Musik, die einer breiten Beteiligung und der Übermittlung eines Textes dient.

Wir haben Musikethnologen um ihre Mitarbeit an diesem Heft gebeten, weil wir dachten, daß einige der Fragen zur Verwendung von Musik in älteren Kirchen, vor allem in nichteuropäischen Kirchen, zu einer anderen Weise der Betrachtung des Platzes dienen könnte, den die Musik einnimmt in der Gestaltung des Lebens und der Eröffnung von Gotteserfahrung. Musikethnologische Erwägungen sind oft von einer Art, welche Musik nicht als etwas betrachtet, das dem Wort zu dienen hat. Sie zeigen, daß es möglich ist, das Problem des Verhältnisses zwischen Worten und Musik aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Musik ist demnach eine Weise, in seinem Leib zu wohnen und einer Einzelperson oder einem Volk einen Ort in Raum und Zeit anzuweisen. Sie umfaßt nicht nur den Klang der menschlichen Stimme, sondern auch den Klang von Instrumenten, und nicht bloß Klang, sondern auch Körperhythmen. Einer der Beiträge zu diesem Heft zeigt, wie ein muslimisches Volk alle Zeit durch Klang markiert und wie es diesen Klang zum Maßstab des Lebens im Dienst Allahs macht. Artikel über die Erfahrungen schwarzer Menschen, sei es nun in Afrika oder in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, weisen hin auf die wichtige Bedeutung des Körperhythmus als eines integrierenden Bestandteils der Musik, und sie lenken die Aufmerksamkeit auf die Musik von Instrumenten und Stimme als eines Mediums der Beteiligung und Kom-

munikation, das jedem formulierten Wort vorausläuft. In dieser Art von Tradition schreibt man nicht einfach Musik, um dem Wort zu Hilfe zu kommen. Der Gebrauch des Wortes muß vielmehr fähig sein, das aufzugreifen, was in der Musik zum Ausdruck gebracht wird. Es könnte sein, daß manches von der volkstümlichen Musik der westlichen Welt, das seinen Weg in die Kirchengemeinden nicht findet, seine Wurzeln in einer derartigen Auffassung hat.

In den Vereinigten Staaten wird derzeit viel diskutiert über die Liedtexte, welche die unter der Jugend und selbst bei Kindern verbreitete volkstümliche Musik begleiten. Diese Liedtexte können scheußlich gewalttätig und «sexy» sein, aber eine bestimmte Schule von Kommentatoren tut dies als unwichtig ab, weil niemand auch nur im geringsten auf diese Texte achte. Eine andere Schule argumentiert dagegen: Weil dieser Typ von Musik offensichtlich eine solche Tiefenschicht der das Leben betreffenden Gefühle zum Ausdruck bringe, dienen die Worte, welche sie begleiteten, dazu, eine Art von ausformulierter Antwort auf die von der Musik ausgedrückten Gefühle zu geben. Diese Debatte erinnert uns daran, daß es wichtig ist, auf das zu achten, was Musik aus ihrer eigenen Grundstimmung heraus über das Dasein und das Leben mitteilt. Mehr von dieser Art Überlegungen sollte mit der Verwendung von Musik im Gottesdienst in Zusammenhang gebracht werden. Tatsächlich können die auf irgendeine Weise für die Kirchenmusik Verantwortlichen kaum vorschreiben, was kulturell passend und geeignet sei, wenn sie unfähig oder nicht bereit sind, die Tiefen des Lebensgefühls auszuloten, das in der Volksmusik zum Ausdruck kommt, sowohl in der traditionellen wie der heute modernen.

Auf welche Weise auch immer man sich der Musik annähert, jede solche Annäherung geht Hand in Hand mit der Annäherung an Gottes Wort. Eine klassische Annäherung an die Heilige Schrift hält diese ohne viele Umstände für die Trägerin von Offenbarung und ist daher bloß daran interessiert, sie und ihre Botschaft einer zum liturgischen Gottesdienst versammelten Gemeinde zu übermitteln. Eine weniger klassische Annäherung ist mehr abgestimmt auf die Resonanz, welche die Verkündigung der Heiligen Schrift in einer Gemeinde findet, weil sie sich des kulturellen Elementes in den Heiligen Schriften selbst und in der Auswahl der liturgi-

schen Perikopen stärker bewußt ist. Dieser Ansatz erlaubt, daß die Aneignung des Wortes im Gottesdienst auf eine dialogische und nicht auf eine lehrantliche Weise geschieht.

Eines Sonntags im August 1988 wurde der versammelten Gemeinde der Text aus dem 5. Kapitel des Epheserbriefs angeboten, der mit einer Ermahnung an die Frauen beginnt, sich ihren Männern unterzuordnen. Die Lektorin der Gemeinde, in der ich den Gottesdienst leitete, sagte mir, sie könne diesen Text nicht lesen. Als ich sie fragte, warum nicht, antwortete sie, es sei falsch, weiterhin etwas als eine Wahrheit zu verkünden, was leicht als etwas kulturell Bedingtes zu erkennen sei, das sich auf die lange Dauer diskriminierend ausgewirkt habe. Das Problem hatte wohl mehr zu tun mit der Art und Weise, wie dieser Schrifttext lange Zeit in der Liturgie gehandhabt wurde, als mit der Verlesung hier und jetzt und mit der Möglichkeit, wie man heute auf diesen Text reflektieren kann. Die Lektorin selbst zeigte ja, daß sie sehr wohl wußte, wie diese Schriftstelle zu lesen und zu deuten sei. Die Worte des Textes durften eben nur nicht verwechselt werden mit dem unter uns gegenwärtigen Wort Gottes. Aber wie könnte dies klar gemacht werden im Rahmen einer rituellen Form, in der jedes Jota des biblischen Textes feierlich als «Verbum Domini» dargeboten wird?

Eine gewisse Verwendung von Musik dient nur dazu, diese Bedeutung der Verkündigung der biblischen Botschaft zu unterstreichen und den Wert der Worte der Gemeinde besonders eindringlich bewußt zu machen. Als vor einigen Jahrzehnten die Verwendung des Buches der Psalmen in der Liturgie revidiert wurde, eliminierte die Reform jede Art von Ausdrücken des Hasses, wobei besonders sorgsam darauf geachtet wurde, daß der Schlußteil von Psalm 137 gestrichen wurde. Man dachte, daß von einer christlichen Gemeinde nicht verlangt werden könne, sich solche Worte zu eigen zu machen, weder in rezitierter noch in gesungener Form. Niemand schien über die Notwendigkeit nachzudenken, daß man sich von einem menschlichen Schrei der Verzweiflung anrühren lassen muß, wenn man wirklich Gottes Erbarmen besingen will. Wenn wir keinen Platz mehr haben für den Ausdruck für die Not der Vergangenheit, wo soll dann Gottes Erbarmen Eintritt in das Leben des Menschen finden? Bei unserer geschärften Aufmerksamkeit für die Art und Weise, wie Men-

schen im Alten und Neuen Testament mit Gott umgehen, für das Ringen darum, daß Gott Gott bleiben kann, und dafür, wie die menschlichen Vermittlungen der Gegenwart Gottes manipuliert werden können und wie so manche Ideologie im Kanon der Heiligen Schriften sichtbar wird, können wir uns nicht mit einer problemfreien Lesung der Heiligen Schrift im Gottesdienst begnügen. Auch die musikalische Gestaltung kann dann nicht einfach nur der Übermittlung der Botschaft dienen, sondern muß auch den Fragen der hörenden Menschen dienen.

Die musikalische Gestaltung dient tatsächlich der Kommentierung des Textes, und in diesem Sinne hilft sie auch bei der Übermittlung der Botschaft. Wir könnten geneigt sein zu denken, daß die Kommentierung von Worten wiederum mit Hilfe anderer Worte geschehen müsse, obwohl wir doch vertraut sein müßten mit der Erfahrung, daß auch die Betonung beim Vorlesen eine Form von Interpretation ist. Das gilt umso mehr für Musik, sei es Vokal- oder Instrumentalmusik. Es gibt tatsächlich eine Art von Klangkommentar, der nicht von ausformulierten Gedanken ausgeht, sondern ihnen vorausgeht. Es ist dies eine Antwort auf der Ebene der Gefühle, die tatsächlich nach Klärung und Ausrichtung durch Worte verlangen können. Dabei aber ist die Funktion des Verbalen jedenfalls, die Gefühle «einzusammeln» und nicht sie zu verbergen. Der Klang muß aber gehört werden, bevor ein Wort geformt wird. Die kognitive Antwort auf die Sehnsüchte des menschlichen Lebens, auf seine Selbstentfremdung und auf seinen Drang zu Gott hin ist keimhaft angelegt im Affektiven, für das Klang und Musik wichtige Ausdrucksformen sind.

Einige Beiträge zu diesem Heft, z.B. die von Ruth Stone, Lawrence Hoffman, Peter Jeffery und Gerard Kock, sprechen von Erfahrungen mit Zögern und Widerstreben, wo es darum ging, die Verwendung bestimmter Arten von Musik oder — in einigen Fällen — von Musik überhaupt im offiziellen Gottesdienst zu erlauben. Musik kann insgesamt dem weltlichen Bereich zugeordnet oder nur am Rand der Liturgie zugelassen werden, wie es geschieht, wenn beim Sedermahl zum Pessachfest Lieder im Volkston gesungen werden oder wenn in der katholischen Volksfrömmigkeit Lieder paraliturgische Verwendung finden. Ethnische Gruppen mit einer starken kulturellen Musiktradition oder Men-

schen, die von der heutigen Popmusik fasziniert sind, machen offensichtlich tiefgreifende Unterschiede zwischen Säkularem und Profanem einerseits und Liturgie und Frömmigkeit andererseits, wenn es um Musik geht. Ist der Grund dafür vielleicht, um es mit katholischen Begriffen zu sagen, weil Musik im Unterschied zu den anderen kulturellen Traditionen als etwas empfunden wird, das «dem Evangelium fremd» sei, oder — in allgemeineren Begriffen ausgedrückt — erscheint sie als etwas, das im Gegensatz steht zu der Ehrfurcht, die allem, was mit Gott zu tun hat, entgegengebracht werden muß? Da Musik eine der ersten und ursprünglichsten Weisen ist, wie Zeit und Raum gemessen und bewohnbar gemacht werden können, ist diese Einstellung anderen Gefühlen gegenüber dem sakralen Raum und der sakralen Zeit sehr nahe. Vielleicht muß diese Einstellung noch etwas von der Entmythologisierung durchmachen, denen auch Raum und Zeit schon unterworfen worden sind.

Kurz gesagt: Anscheinend leben wir in einer Phase, in der die Frage nach dem rechten Gebrauch von Musik im offiziellen Gottesdienst gerade erst Gestalt annimmt, sei es nun in jungen Kirchen oder in älteren. Jede Kirche braucht eine kulturelle Wertung dessen, was in den Musiktraditionen ihres eigenen Volkes oder in den neueren Formen volkstümlicher Musik zum Ausdruck gebracht wird. Um noch tiefergreifender anzusetzen: Wir alle müssen uns noch mehr einstimmen auf das, was im menschlichen Leben und im menschlichen Streben nach musikalischem Ausdruck verlangt, und zwar so sehr, daß ohne diesen musikalischen Ausdruck der Same des Gotteswortes in uns nicht ausgesät werden kann. Einerseits ist diese Aufgabe komplizierter geworden aufgrund einer kritischeren Zuwendung zu den biblischen Schriften und zu ihrer Verkündigung. Andererseits kann es von providentieller Bedeutung sein, daß ein neubelebtes Interesse am Gebrauch einer breiteren musikalischen Tradition im Gottesdienst den Gemeinden helfen kann, die komplexeren Ausdrucksformen für ihre Antwort zu finden, deren es bedarf bei einer Art die Schrift zu lesen, die, so sehr sie auch kritisch sein mag, doch nicht den Glauben an Gott und an das Gedächtnis Jesu Christi verliert.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht